

# Die Feinde des Liberalismus

Im Kulturkrieg ist die Gedankenfreiheit das erste Opfer. Liberale Denker ahnten früh, dass die Tyrannei des Gleichdenk in der Demokratie auch ohne Geheimpolizei siegt. Das Übel kommt aus der Gesellschaft VON JOSEF JOFFE

**H**arvard, April 1969: Die Studentenrevolte hatte den akademischen Olymp erreicht. Jenseits der Vier-Meter-Mauer um den Harvard Yard marschierten die Pigs in Kampfmontur auf; drinnen lärmten die Studenten gegen Vietnam und Rassismus. Wir waren die Helden hinterm Schutzwall, die Bullen die Knüppelbrigade der Reaktion.

Fünzig Jahre später läuft das Remake landesweit ab. Genauso unvergessen wie der Campuskrieg 69 ist Judith Shklar, Professorin für Politische Philosophie in Harvard, deren Werk nun auch im deutschen Sprachraum gefeiert wird. An jenem Frühlingstag quälte sie uns im Seminar mit den Feinheiten des Liberalismus. Von draußen drang das Getöse der Revolution herein. Sie befahl, die Fenster zu verammeln. »Professor Shklar«, monierte ich unterwürfig, »diesen skandierenden Studenten geht es doch um unser Thema: Freiheit, Rechte, Grenzen der Staatsmacht.«

»Nein, nein!«, schoss sie zurück. »Philosophische Fragen werden nie durch Gebrüll gelöst, nur im bedachten Disput. Zu mit den Fenstern!« Shklar kannte sich aus. 1928 in Riga geboren, war das jüdische Mädchen nur knapp der Ausrottung entronnen. Der Familie gelang die Flucht nach Kanada. »Dita« (nie »Judith«) lehrte bis zu ihrem frühen Tod 1992 in Harvard und wuchs zur Ikone der politischen Theorie heran.

Was 1969 mit 2020 zu tun hat? Der Fluch des Totalitären ließ Shklar wie auch Hannah Arendt nie los. »Dita« war weder links noch rechts, sondern eine klassische Liberale mit einem pessimistischen Weltbild. Utopien und Heilsversprechen waren in Europa zur Knechtschaft verkommen, daher ihr Buch *After Utopia*. Shklar ist hochaktuell in einer Zeit, da links wie rechts der eifernde Populismus grassiert, der Feind der liberalen Demokratie mit ihren geheiligten Prozeduren und austarierten Machtverhältnissen. Liberalismus in einem Satz? Er schützt Einzelne vor Willkür und sichert Meinungs- und Gewissensfreiheit.

Für Liberale seit John Locke war die ungezügelt Staatsmacht das größte Übel. Olle Kamellen, nicht wahr? Der liberale Staat ist doch seit Adolf Nazi die Norm im Westen. Shklar ahnte, dass es auch ohne Metternichs Geheimpolizei, NKWD und Gestapo geht. Auch freie Bürger können dem Gleichdenk verfallen, wo, wie heute, das falsche Wort Karrieren vernichtet, Widerspruch in die Verbannung führt und allein der Verdacht zum Schuldspruch gerät.

In einem zentralen Essay, *The Liberalism of Fear* (dt. *Der Liberalismus der Furcht*, 2013), dachte Shklar schon 1989 über den Zwangsstaat hinaus. Liberale müssten immer und überall die »kriegführenden Lager [sowie] Fanatismus und Dogmatismus bezähmen«. Freiheit sei die »Freiheit vor Machtmissbrauch und Einschüchterung«, ob durch Staat oder Gesellschaft. Das Summum Malum, das größte Übel, sei die Grausamkeit in physischer wie moralischer Gestalt, dozierte sie in *Ordinary Vices* (dt. *Ganz normale Laster*, 2014).

»Physische Grausamkeit« – Tortur und Terror – darf man den Killer-Polizisten von Minneapolis (und quer durchs Land) anlasten, aber auch den zivilen Heilsbringern, die im Namen der höheren Gerechtigkeit Geschäfte abfackeln und plündern. »Moralische Grausamkeit« ist nicht nackte Gewalt, aber ebenfalls ein Summum Malum: die »vorsätzliche und systematische Erniedrigung«.

Den Opfern blüht die moralische Vernichtung wegen Falschdenk. Oder der Zwang zur Selbstbezeichnung. Das Opfer muss sich selbst an den Pranger ketten. Früher war die Todsünde der Verrat am »wahren Sozialismus« oder am »deutschen Volk«. Heute begeht Frevel, wer wider die *wokeness*, etwa: Wach- oder Bewusstheit, im Rassen- und Kulturkampf verstößt. »Black lives matter« ist korrekt, »All lives matter« gilt als kaschierter Rassismus.

»White male privilege« ist der Inbegriff des Bösen, »Rassist« die Verdammnis, die keinen Beleg erfordert. »Critical Whiteness« ist eine akademische Disziplin, die sich kaum von Indoktrination trennen lässt. Ein Weißer sei lebenslang gebrandmarkt – wie einst der Sklave im Baumwollfeld. Erlösung gibt es nicht. Schwarze sind auf ewig Opfer, Weiße auf ewig schuldig. Ein Guru der Bewegung, Noel Ignatiev, fordert deshalb die »Abschaffung der weißen Rasse, somit der Privilegien der weißen Haut«.

Meine Identität gegen deine, und keine Brücke dazwischen. Dieser Kulturkampf ist wie immer ein Machtkampf um Deutungshoheit, aber auch um Vorherrschaft und materiellen Vorteil. Heute fällt es leicht, die Sechziger zu sentimentalisieren, obwohl damals Bürgerkrieg drohte. Schwarz und Weiß fochten damals gemeinsam gegen Entrechtung. Dieses Miteinander ist perdu.

Wie können alle *We Shall Overcome* – die Hymne der Bürgerrechtsbewegung – singen, wenn die einen ihre weiße Haut ebenso wenig abstreifen können wie die anderen ihre schwarze? Farbe ist Schicksal, Weiße dürfen mitlaufen, aber im Bü-



Vor wenigen Wochen in Los Angeles – ein Demonstrant hält eine US-Flagge



In den Sechzigerjahren in Massachusetts – Studenten protestieren in einem Gebäude der Harvard-Universität

ferhemd. Was zurückführt zur Unterscheidung zwischen körperlicher und moralischer Qual. Blake Smith von der Universität Chicago spricht vom »Theater moralischer Grausamkeit«. Die Beispiele sind Legion. Überall in Amerikas Hochschulen, Kulturinstitutionen und Konzernen werden »Weiße aufgefordert, ihre Schuld zu bekennen«. Oder sie knien freiwillig in der Black-Lives-Matter-Demo, um sich selbst zu erniedrigen und die anderen zu besänftigen«. Unterwerfung ist nicht Solidarität.

Der Gestus ist zugleich moralisch fragwürdig. Er ist meilenweit entfernt von den Protesten der Sechziger, als Schwarz und Weiß Arm in Arm gegen knochenbrechende Polizisten marschierten. Der Kniende von heute trägt keine Schuld an der Sklaverei, die der Kongress 1865 per Verfassungszusatz ächtete. Der Preis der Emanzipation waren 600.000 gefallene Amerikaner, mehr als in allen Kriegen danach.

Wie kann der Bußfertige nach 150 Jahren den historischen Horror sühnen? In der Morallehre ist Schuld immer persönlich, deshalb wurden Nazi-Verbrecher einzeln in ordentlichen Verfahren verurteilt. *Wokeness* aber signalisiert Kollektivschuld ohne Ausweg. Wenn Rassismus »systemisch« ist, hilft keine Reform, sondern nur die Revolution, die seit 1789 in neuer Unterwerfung mündet.

Den Vorgeschmack liefern existenzielle Strafen – Rufmord und Rauswurf. In Amerika vergeht kein Tag, an dem nicht jemand wegen Gedankenverbrechen aus der Universität, der Redaktion oder dem Unternehmen fliegt. Nicht das Tun – Herab- oder Zurücksetzung – ist die Sünde, sondern das Wort.

Bei der *New York Times* traf es jüngst die Nummer eins und zwei der *op-ed*-Seite, weil sie den Beitrag eines Senators abgedruckt hatten, der Bundestruppen zur Unterstützung der Polizei im Städteaufbruch gefordert hatte. Das ist in der US-Geschichte zwanzigmal geschehen und gesetzlich abgesichert. Doch war die

Kolumne eine Todsünde. Bei Adidas USA musste die Personalchefin wegen eines einzigen Wortes gehen: Der Rassismus-Diskurs sei bloßer »Lärm«. Selbst ein korrekt Denkender, der sich mit Black Lives Matter solidarisiert hatte, wurde auf Facebook ausgepeitscht: »Als Weißer hast du nicht das Recht, zuzustimmen oder abzulehnen, was ein Schwarzer sagt. Beipflichten ist genauso arrogant wie Widerrede!«

Moralische Grausamkeit ist nichts Neues unter der Sonne. Während der chinesischen Kulturrevolution mussten sich die Bezichtigten der »Selbstkritik« beugen, öffentlich abschwören. Wer Glück hatte, kam mit dem Umerziehungslager davon. In den Schauprozessen der Totalitären wurden die Opfer erst moralisch vernichtet, dann physisch.

Das ist doch ein schiefer Vergleich? Nein, leider sind Demokratien nicht gefeit gegen moralische Grausamkeit. Alexis de Tocqueville war ein

## Endlich ein Himmelszeichen

Der Komet Neowise ist nur jetzt zu sehen, und er heißt wirklich so

Er kam wie von selbst vorbei und ist nun am Firmament mit bloßem Auge zu sehen. Freigig, wie Fachleute sagen. Er rückt uns indes so außergewöhnlich nah, hell leuchtend, mit seinem Schweif aus streuenden Krümeln von Licht, dass man schon fragen darf, was dieser Himmelskörper, um das schöne alte Wort zu verwenden, uns Neo-Distanzierten wohl damit sagen will. Zumal er auf so unüberschbarer Weise heißt: »Neowise« ist sein Name, der Neukluger, als gelte es, den abgehalfterten Neos der Spätmoderne mit seinem hellen Extrschweif erneuerbare Vernunft zuzuwinke, aufklärend halt.

Man begreift also schnell, wenn solch ein Komet vor aller Augen durch den bestirnten Himmel über uns zieht, warum Menschen zu Sterndeutern wurden: Das Ding will doch was heißen, muss ja! Der steinerne Eisbrocken C/2020F3, der sich in diesen Julitagen, und nur jetzt, der Erde bis auf 103 Millionen Kilometer nähert, ist schließlich eine Art Überraschungsgast.

Der gute Neowise wurde überhaupt erst Ende März entdeckt, als die australischen Klimabuschbrände kaum verloschen und Corona den alternden Kontinent Europa gerade auf Rekorde des Schreckens zutrieb. Es gebe nichts Neues unter der Sonne, sagen prädigerhaft die Abmoderierer aller Epochen? Guckt hoch: Neu ist, jetzt für uns, dieser Neowise! Man darf es getrost einen Trost nennen: Wir bleiben zu Hause, und er schaut vorbei.

Kometen tun das nicht immer. Der Technikskeptiker Ernst Jünger, ein unüberraschbarer Abmoderierer ersten Ranges, hat im April 1986 mit 91 Jahren eigens einen technisch einwandfreien Langstreckenflug gebucht, nach Malaysia, ans andere Ende der Welt, um einen Kometen zu sehen, der eben nicht persönlich bei ihm vorbeikam. Dieser Halley'sche Komet hatte Jüngers Bahnen bereits im Jahr 1910 gekreuzt, und der Alte wollte ihn, im Grunde rührend, noch einmal sehen, als ein Jahrhundertgeschichtszeichen. Gleichzeitig explodierte in Tschernobyl übrigens das Atomkraftwerk, »keine Überraschung für mich«, wie Jünger bemerkte, dem ja klar war, dass diese Zivilisation untergeht, und auch zum Wiedersehen mit dem Kometen fiel ihm, wenig überraschend, nichts Helles ein: »Diesmal erschien er mir etwas größer, doch ebenso wenig imponierend wie damals – schweiflos, diffus, etwa wie ein Garnknäuel.« Garnknäuel!

Das das erhabenste Naturereignis, selbst freigig, auch der Technik entspringt, besagt Neowise selbst: Sein Name ist dem Teleskop Wise nachempfunden, mit dem der Komet von einem Nasa-Satelliten aufgespürt wurde, der nach Himmelskörpern jagt, die der Erde gefährlich nahe kommen könnten. Gefährlich?

Kurz bevor unsere Epoche begann, kam uns schon mal ein Komet spektakulär nahe, zum Jahreswechsel 1680/81, und mit ihm kam die Astronomie groß in Mode. Bald erschien ein Buch, in dem ein Philosoph mit Teleskop einer jungen Dame die Planeten erklärte, spätabends natürlich, und er erzählte ihr von den »möglichen Welten« draußen im All, die bewohnbar wären. Diese *Dialoge über die Mehrheit der Welten* des Frühaufklärers Bernard de Fontenelle gingen schnell in die 33. Auflage. Und jetzt: Neowise schaut bei dem einzigen Himmelskörper vorbei, von dem wir wissen, dass er für uns bewohnbar ist. In etwa 6800 Jahren kommt er wieder. ELISABETH VON THADDEN



Ein Schweif, so schön, wie er im Buche steht

## Der neue Podcast aus dem Feuilleton



Was ist Gegenwart? Antworten darauf suchen wir von jetzt an im neuen Feuilleton-Podcast der ZEIT. Die ersten Folgen finden Sie auf [zeit.de/die-sogenannte-gegenwart](http://zeit.de/die-sogenannte-gegenwart)



**G**amer und Götter sprechen nicht, sie nicken kurz, und alles geschieht. Oder so ähnlich, denn ein bisschen muss ich dann doch auf meinem Controller herumdrücken, bis ich endlich erfahre, wie es mit Joel und Ellie weitergeht. Sieben Jahre ist es her, dass ich zum ersten Mal in der Rolle des Joel Miller, dieses mit allen Wassern und Schlammputzen der Welt gewaschenen Einzelgängers, quer durch ein postapokalyptisches Amerika gestreift bin. Als Joel habe ich zusammen mit meinem Schützling, einem 14-jährigen Mädchen namens Ellie, gelacht und gelitten, gelootet und gegründet, Mutanten gemetzelt und alte Comichefte gesammelt.

Dass ausgerechnet eine tödliche Pilz-Pandemie Auslöser dieses Endspiels gewesen war, wirkte auf mich damals wie ein böser, ferner Traum. Unser *real life* war noch ein anderes, als im Juni 2013 der erste Teil des Horrorspiels *The Last of Us* erschien: prä-Corona und prä-Trump, aber auch prä-Me-Too und (gerade noch so) prä-Black-Lives-Matter. Seitdem hat sich das Spiel des israelisch-amerikanischen Entwicklers Neil Druckmann millionenfach verkauft, Preise abgeräumt und wurde von den eifrigsten Kritikern sogar zum *Citizen Kane* der Gaming-Geschichte ausgerufen. Unvergessen bleibt das moralische Dilemma am Schluss des Spiels: Ellie, als einzige Infizierte gegen den Pilz immun, soll auf dem Krankenbett für die medizinische Forschung geopfert werden, in der Hoffnung, einen Impfstoff entwickeln zu können. Joel, der vor Jahren bereits seine Tochter verloren hat, lässt das nicht zu.

Dass *The Last of Us Part II*, der lang ersehnte zweite Teil, jetzt ausgerechnet zu einer Zeit erscheint, in der wir geradezu pandemiemüde geworden sind, konnte dem finanziellen Highscore nichts anhaben: Allein in den ersten drei Tagen hat sich das Spiel mehr als vier Millionen Mal verkauft, so schnell wie noch keines für die PlayStation 4 je zuvor. *The Last of Us Part II* knüpft an die tragische Schlusskadenz seines Vorgängers an und setzt die Erzählung fünf Jahre später fort – an die Stelle der männlichen Perspektive rückt aber erfreulicherweise der *female gaze* der Protagonistin Ellie. Zusammen mit Joel hat sie sich mittlerweile irgendwo in Wyoming anderen Überlebenden angeschlossen und in einer Siedlung niedergelassen. Sie lebt, eingeschlossen von hohen Mauern, ein halbwegs normales Leben. Die ersten Minuten des Spiels tolle ich als Ellie in einer schneebedeckten Winteridylle umher, flirtet und scherzt mit Freunden, gerate in eine Schneeballschlacht. Doch sehr bald geschieht etwas ganz Schreckliches, und wer das Spiel bisher noch nicht gespielt hat, möge sich den Rest dieses Artikels für später aufsparen, denn nun folgt ein



In »The Last of Us Part II« reitet die Heldin Ellie durch die Ruinen der amerikanischen Stadt Seattle

# Lass Gras drüber wachsen

Was kommt eigentlich nach der Postapokalypse? Die Fortsetzung des Videospieles »The Last of Us« jedenfalls erzählt von Liebe und Vergeltung **VON SINEM KILIÇ**

Mega-Spoiler – vor meinen Augen wird Joel hingetrichtert. Danach habe ich nur noch ein Ziel: die Person zu finden und zu ermorden, die für seinen Tod verantwortlich ist. Zur Seite steht mir dabei meine Freundin Dina, und inmitten dieses Rachezugs entspinnt sich eine queere Liebesgeschichte, wie sie in der Pixelwelt noch nie so rührend erzählt wurde.

Die blutige Vendetta führt durch eine trostlose Welt: Dichtes Grün überwuchert verlassene Ruinen und Autos, der Boden ist von tiefen Rissen vernarbt, und meinen Weg kreuzen immer wieder Feinde, die meinem Waffenarsenal zum Opfer fallen – eine halbautomatische Schusswaffe, Molo-

to-Cocktails, Pfeil und Bogen. Als wichtigste Requisite aber, um mich aus dem Adrenalinrausch dieser Kämpfer wieder freizuspielen, steht mir eine Gitarre zur Verfügung. Bereits im ersten Teil taucht sie auf, zum einen auf dem grandiosen Soundtrack von Gustavo Santaolalla, zum anderen auch kurz im Bild, als Joel der jungen Ellie verspricht, ihr eines Tages, wenn der Sturm sich gelegt hat, beizubringen, wie man darauf spielt. In *The Last of Us Part II* rückt das Instrument nun in den Mittelpunkt der Geschichte – und ins steuerbare Bild. Auf ihr kann ich mithilfe meines Controllers sogar den akrobatischsten Barré-Akkord mühelos zum Klingen bringen und spiele dann auch ein

Lied, das ich als den Song *Future Days* von Pearl Jam wiedererkenne. »If I ever were to lose you / I'd surely lose myself«, heißt es in der ersten Zeile – »wenn ich dich je verliere, dann verliere ich auch mich selbst«. Das ist die Angst, von der nicht nur die intime Dyade aus Joel und Ellie, sondern das ganze Videospiel zusammengehalten wird.

*The Last of Us Part II* handelt von einer Welt, deren größtes Problem nicht eine Seuche, sondern die moralischen Dilemmata sind, in die sich die Überlebenden verstricken. Welchen kategorischen Imperativ gibt es noch in einer postapokalyptischen Landschaft, in der man gelblich wabernden Kreaturen ebenso den Kopf wegschießen muss wie

## Die Feinde des Liberalismus

Fortsetzung von S. 45  
großer Bewunderer der USA, nachzulesen in seinem Meisterwerk *Über die Demokratie in Amerika* von 1835. Er pries die grenzenlosen Freiheiten sowie die Checks and Balances als bestes Bollwerk gegen Despoten. Umso mehr bedrückte ihn die Allmacht der Gesellschaft. Denn sie ziehe eine »formidable Mauer um das Denken«. Drinnen herrsche ein »kommoder Spielraum«, aber »wehe dem, der sie durchbricht«. Dann werde er der »all-

Solche »Allmacht« fand Tocqueville »übel und gefährlich«; dabei kannte er weder Facebook noch Twitter oder »cancelings«, das digitale Autodafé von Menschen, die wegen ihrer falschen Meinung oder Sprache verfeimt werden. »Was mich am meisten stört«, grollte Tocqueville, »sind die bröckeligen Wälle gegen die [nichtstaatliche] Tyrannei.« Wer sich auflehne, müsse »sich beugen oder fliehen«.

Nur in Amerika? Was dort angerührt wird, kommt etwas abgekühlt auf den europäischen Tisch. In Europa herrschten einst »Henker und Ketten«, aber solche »kruden Methoden« seien passé, schrieb der Franzose. In der Demokratie finde die »Unterdrückung in den Köpfen« statt. Deshalb gelte es, die »Übermacht der Gesellschaft einzuzäunen«. Nicht Stalin oder Xi sind das Problem. Es ist die Intoleranz im Namen des Guten und Gerechten.

Wir wissen, wie die alten Despoten die Tyrannei perfektionierten. Aber wie identifiziert man »gesellschaftliche Allmacht« (Tocqueville), die im Gewande der unanfechtbaren Moral daherkommt? Wenn Widerspruch widerlich ist? Hier wartet eine Überraschung auf den großen Alexis, der so leidenschaftlich die »Tyrannei der Mehrheit« geißelte. Denn im heutigen Amerika ist nicht die Mehrheit der Feind.

Eine Meinungsstudie des Thinktanks More in Common von 2018 zeigt, dass die große Mehrheit aller Amerikaner (82 Prozent) – auch der Schwarzen – glaubt, Political Correctness sei »zu weit gegangen«. Die Ausnahme sind die »progressiven Aktivisten«, die nur acht Prozent der Bevölkerung stellen. Eher weiß, gebildet und wohlhabend, fechten sie für Diversität und Sprachkontrolle. Der Rassismus trage die Hauptschuld am Schicksal der Minderheiten.

Ironischerweise teilen Schwarze und Braune dieses Weltbild nicht. Nehmen wir den aktuellen Schlachtruf »Defund the police!«, »Kein Geld für die Polizei!«. Nachdem 2014 ein weißer Polizist in Ferguson einen Schwarzen erschossen hatte, meldete Gallup: Doppelt so viele Schwarze wie Weiße wünschten sich eine »größere Polizeipräsenz« in ihrer Nachbarschaft. 2019 gab eine Mehrheit von Schwarzen und Hispanics (59 Prozent) Gleiches zu Protokoll. Mithin: Das Korrekte ist ein Elitephänomen. Weder 1969 noch 2020 brannten die Villenviertel. Heute müsste Tocqueville die Kapitel über die »Tyrannei der Mehrheit« umschreiben und eine privilegierte Minderheit ins Visier nehmen.

Amerika, die westliche Postmoderne überhaupt, hat ein zweifaches Problem. Das philosophische, das Shklar und Tocqueville erahnten, ist wieder

einmal die Krise des Liberalismus unter der Fuchtel des Jakobinismus, hart rechts oder hart links. Verfassungsfundamente wie die Rede- und Meinungsfreiheit oder »Unschuld bis zum Beweis des Gegenteils« bröckeln im Angriff des Gurdenk. Das liberale Prinzip des Reformismus muss der Umerziehung weichen, damit der Neue Mensch entstehe – eine grausame Utopie, wie die Geschichte zeigt.

Das zweite Problem ist die praktische Gerechtigkeit. Wie schafft eine Ideologie der Intoleranz die alltägliche Benachteiligung ab, die People of Color nach wie vor erleben? Kulturkampf ist Symbolpolitik, die den Klassenkampf ignoriert. Kratz man die Farbe ab, ist der so real wie die Kluft zwischen Ghetto und umgrüntem Vorort. Afroamerikaner sind statistisch eher arm und häufiger krank; ihre Kinder sind gefangen in kaputten Schulen, welche die »progressiven Aktivisten« für ihre Kinder meiden wie den Beelzebub. Folglich fehlt die Ausbildung, die in der postindustriellen Wirtschaft Aufstieg verheißt. Nur trifft das auch auf die weißen »deplorables« – die »Bedauernswerten« – zu, die Hillary Clinton 2016 den Wahlsieg gekostet haben.

Diese Millionen leiden an ähnlichen Defiziten: versagende Schulen, löchrige Gesundheitsversorgung, zerfallende Familien, Drogen, verschwindende Industriejobs, die einst auch Ungelernten

seinen Mitmenschen? Nach welcher Maxime kann ich handeln, wenn ich weiß, dass am Ende kein allgemeines Gesetz daraus werden kann?

Für Ellie bleibt nur das Prinzip der Rache – die immerhin war sogar für Kant »eine Leidenschaft, welche aus der Natur der Menschen unwiderstehlich hervorgeht, und, so bösartig sie auch ist, doch die Maxime der Vernunft«. Nach dem Tod ihrer Vaterfigur fällt Ellie zurück auf archaische seelische Funktionsweisen, und der Spieler fällt mit ihr. Als geradezu pathologischer Trieb begleitet das Rache-motiv mich bis zum bitteren Ende des Spiels und verlangt mir einiges ab, wie ein Würgeengel im Rausch überziehe ich die Welt aus *The Last of Us Part II* mit Gewalt. Meine Wut trifft nicht nur die Zombies, die umherwandeln wie schnurlose Marionetten, sondern auch Menschen mit Namen und Biografien (und ebenso ihre treuen Hunde).

»Rache ist nie eine gerade Linie. Sie ist wie ein Wald – und im Wald kann man sich leicht verirren, verloren gehen und vergessen, wo man ihn betreten hat«, heißt es einmal in Quentin Tarantinos Film-Epos *Kill Bill*, wo wir ebenfalls einer schwer bewaffneten Frau auf ihrem Geltungsfeldzug folgen. *The Last of Us Part II* gelingt es, diese Einsicht ins Wesen von Rache und Gewalt in ein Gameplay zu übersetzen, das ebenfalls keiner geraden Linie folgt – Perspektiven wechseln, und das Spiel zwingt den Spieler, auch durch die Augen der vermeintlich Bösen auf das Geschehen zu blicken. Wenn Druckmann sein Spiel als »einen Kommentar zum Teufelskreis der Gewalt« verstanden haben will, der »philosophische Fragen« stellt, so hatte er bei alledem sicher auch tatsächlich herrschende Konflikte vor Augen, wie er sie als Kind selbst im Nahen Osten erlebt hat.

Doch warum sollte man sich überhaupt mit *The Last of Us Part II* befassen, ausgerechnet jetzt? Wieso noch ein Versuch, das Endspiel zu überstehen? Wäre in unserer Endzeitmüdigkeit nicht ein Feel-good-Game ohne Zombie-Seuche angemessener? Die Wahrheit ist, dass selbst in der gottendeckelten, trostlosen Welt von *The Last of Us Part II* bis zum Ende ein Funken Hoffnung glimmt – die Liebe zwischen Ellie und Joel, diesen beiden »Letzten von uns«, beide die ganze Welt des jeweils anderen. Mit ihnen wird man selbst zum letzten Menschen, der in einer entmenslichten Umwelt nur noch vor furchtbaren Entscheidungen steht – ganz so, wie man es einmal in Cormac McCarthys Endzeitroman *Die Straße* gelesen hat: »Die Hinfälligkeit von allem und jedem endlich zutage getreten.« Untergangserzählungen, so spekulativ sie auch wirken, sollten wir natürlich betrachten wie Vexierbilder unserer eigenen Zeit, als Spiegelungen im Futur II, die uns zeigen, was sonst nur unter der Oberfläche unserer Gegenwart schlummert.

den Weg in die Mittelschicht öffneten – weißen wie schwarzen. Der Klassenkampf war kein unabänderliches Schicksal. Eine Sozialreform nach der anderen hat die Kluft zwischen Arm und Reich, Oben und Unten geschmälert.

*White male privilege* und *Critical Whiteness* sind dagegen reine Symbolpolitik. Waffen der acht Prozent, welche die »Kommandohöhen« (Lenin) der Wissensökonomie erklimmen haben. Die Kinder der Harvard-Revolutionäre müssen erklären, wie *wokeness* und Bildersturm Ghetos schleifen, Bildung und Gesundheit verbreitern. Wie die Entmachtung der Polizei jenen hilft, die in prekären Vierteln leben. Also: Wie kann man die »Bedauernswerten« wieder einfangen, die Trump zugelassen sind?

*Wokeness* ist nicht Reform- und Sozialarbeit, ein zähes Geschäft voller Rückschläge. Wer den dunkelhäutigen Benachteiligten hilft, sollte die weißen Verlierer nicht rechts liegen lassen. Die haben 2016 gegen »die da oben«, die acht Prozent, gestimmt. Trump oder ein Epigone könnte abermals auf dem Resentiment ins Weiße Haus reiten. Spaltung, Dünkel und Identitätspolitik summieren sich zu einer Strategie, die beide Seiten beherrschen – die *woke* wie die *deplorables*. Ihre Stimmen wiegen alle gleich viel.

ANZEIGE

von ZEIT-Autoren können Sie auch hören, donnerstags 7.20 Uhr.

täglichen Verfolgung ausgesetzt«; die politische Karriere dürfe er ebenso vergessen wie die Hoffnung auf Verbündete. Seine Feinde »sprechen offen«, seine Freunde »verstummen und distanzieren sich«.

ANZEIGE

## KINO

»Großartig und leidenschaftlich!«  
»Ein revolutionärer Film!«

**ALS WIR TANZTEN**  
ein Film von Levan Akin  
AB 23. JULI IM KINO  
SALZGEBER.DE/TANZEN

- AACHEN**  
Apollo
- ASCHAFFENBURG**  
Casino
- BERLIN**  
Delphi LUX, Krokodil, Odeon, Filmtheater am Friedrichshain, Xenon, Yorck, Zukunft
- BOCHUM**  
Endstation Kino
- BONN**  
Kino in der Brotfabrik
- BREMEN**  
Cinema im Ostertor
- DRESDEN**  
Programmkino Ost, Schauburg
- DORTMUND**  
sweetSixteen
- DÜSSELDORF**  
Bambi
- ESSEN**  
Filmstudio Glückauf, Rio Mülheim
- FRANKFURT AM MAIN**  
Harmonie, Mal Seh'n, Rex Kino Darmstadt

- FREIBURG IM BREISGAU**  
Kandelhof
- HAMBURG**  
3001, Abaton, Blankenese, Koralle, Studio
- HANNOVER**  
Kino am Raschplatz
- HEIDELBERG**  
Gloria Filmtheater
- KARLSRUHE**  
Schauburg Filmtheater
- KÖLN**  
Filmpalette
- LEIPZIG**  
Prager Frühling, Passage, Puschkinohalle
- LÜNEBURG**  
Scala Programmkino
- MAGDEBURG**  
Studiokino
- MANNHEIM**  
Cineplex Planken
- MÜNCHEN**  
City Kinos, Monopol, Thalia Augsburg, Breitwand im Schloß Seefeld

- MÜNSTER**  
Cinema
- NÜRNBERG**  
Casablanca, Cinecittá, Lamm Lichtspiele Erlangen
- POTS DAM**  
Thalia Filmtheater
- ROSTOCK**  
Lichtspieltheater Wundervoll
- SAARBRÜCKEN**  
camera zwo
- STUTTGART**  
Delphi Arthaus, Atelier Tübingen, Kamino Reutlingen
- WÜRZBURG**  
Central im Bürgerbräu

# Wir zeigen Kunst.

Tauchen Sie ein, in die faszinierende Welt der Kunst. Von den alten Meistern bis zur Gegenwart – erleben Sie mit der WELTKUNST jeden Monat die spektakuläre Fülle künstlerischen Schaffens. Für Kunstkenner und alle, die es werden wollen. Testen Sie eine Ausgabe gratis:

[www.weltkunst.de/dz31](http://www.weltkunst.de/dz31)  
+49-40/42 23 70 70  
(Aktionsnr.: 1958586)

Jetzt gratis testen!

